

## Wie fremde Wörter sich anfühlen

**M**oyogalpa ist eine von zwei Provinzstädten der Insel Ometepe. Und zwei Provinzstädte sind es, weil die Insel auf zwei Vulkanen steht. Nach zahlreichen Ausbrüchen haben sie sich zusammengetan und die Arbeit untereinander aufgeteilt. Der eine Berg spuckt und raucht und verbreitet ein gewisses Abenteuergefühl, der andere ruht gelassen und ernährt die Bevölkerung. Guckt man von oben auf die Insel herab, sieht man eine schwimmende Acht im Wasser liegen. Ometepe also ist eine Doppelinsel und liegt im Nicaraguasee, dem größten See Mittelamerikas. Dort leben auch Haifische. Allerdings sehr wenige, denn es gibt Restaurantbesucher, die unbedingt Haifischflossensuppe essen wollen. Um ein bisschen Suppe zu kochen, muss ein ganzes Tier sterben. Wirklich nur die Rückenflosse wird verwendet. Die Süßwasserhaie wurden in der Vergangenheit gnadenlos gejagt. Es ist Jahre her, seit der letzte gesichtet wurde. Und die Provinzstadt? Wie kann man sie sich vorstellen? Verglichen mit anderen Hauptstädten ist Moyogalpa ein Dorf.

Rosa wusste das. Joaquín, der ab und zu bei Freunden oder in einem Laden Fernsehen schauen durfte, wusste es auch. Doch für ihn war es nur schwer zu glauben. Auf der Hauptstraße drängten sich zahlreiche Autos und Busse. Dichter Qualm stieg aus Auspuffrohren. Es stank. Wohin man schaute, hasteten Menschen mit Körben und Trage Taschen vorbei. Pferdekarren drängten sich zwischen die

Autos und wurden böse angehupt. Joaquín konnte sich nicht vorstellen, dass irgendwo ein noch größerer Trubel möglich war. Dabei hatte er sie gesehen, die Straßen, in denen vier oder sechs Autos nebeneinander Platz fanden. Aber vielleicht waren das Trickfilme.

Rosas Geldschein hingegen hielt er für echt. Ihm konnte man vertrauen.

»Wohin?«, fragte der Mund, der zu der Hand mit dem Geldschein gehörte. Und Joaquín überlegte nicht lange, sondern griff nach der Hand und zog das Geldmädchen zum Markt. Hundert Cordobas waren viel Geld für Joaquín. Davon können wir gut satt werden, freute er sich.

**D**er Markt befand sich in einem überdachten Gebäude. Jeden Tag hatte er geöffnet. Jeden Tag konnte man hier herrlich einkaufen. Neben Taschen, Kleidung und Haushaltsgeräten lagen frische Waren aus: Obst, Gemüse, Käse, Kuchen, Fleisch und Eier. Und den ganzen Tag über fuhren Bauern vor, die neue Bananen, Mangos und Säcke voller Reis anlieferten. Ziemlich im Zentrum des Marktes lagen die Garküchen. Dort konnte man an Holztischen Platz nehmen und sich bedienen lassen. Ein einziges Mal hatte Joaquín hier mit seiner Mutter gegessen und etwas bestellt. Eine Suppe mit Brot kostete zwanzig Cordobas. Die Preise kannte er auswendig. Und rasch überschlug er, wie viel er und Rosa bestellen durften.

Zwei Suppen plus Brot kosteten vierzig. Blieben sechzig

übrig. Dürfen wir das Geld komplett ausgeben?, überlegte Joaquín. Für ein warmes Getränk vielleicht oder einen frischen Fruchtsaft? Und wie wäre es, wenn wir noch zwei Omeletts dazubestellen würden? Vierzig plus dreißig plus dreißig macht hundert. Joaquín war mit seinen Berechnungen zufrieden. Doch wie brachte er seinen Plan diesem Mädchen näher? Sie war die Geldgeberin, also die Chefin. Noch während er darüber nachdachte, mit welchen Worten er seinen Wünschen Ausdruck verleihen sollte, entdeckte er das Unfassbare. Aus Rosas Hand fiel nicht nur der Hundertcordobaschein sondern auch ein nagelneuer Fünfhunderter. Und noch bevor er sich an diesem Wunder sattgesehen hatte, vernahm er die nächste Überraschung.

»Dann bestell mal, was du willst«, sagte Rosa, nahm Platz und legte das Geld auf den Tisch. Hob den Serviettenständer an und beschwerte das Geld damit. Vor einem Windzug schien sie Angst zu haben. Davor, dass ihr jemand das Geld stehlen könnte, nicht.

»Was ich will? Und soviel ich will?«

Statt einer Antwort nickte Rosa, machte eine einladende Bewegung. Großzügig und allumfassend, als würde sie alle Waren des Marktes miteinschließen.

»Warum gibt dir dein Vater so viel Geld?«

»Echt viel ist es nicht. Das bekomme ich jeden Monat. Es sind ja nur ein paar Euro. Das ist mein, ich weiß nicht, wie es bei euch heißt, mein Geld für die Tasche.«

»Was meinst du damit?«

Rosa dachte nach. Man konnte sehen, dass sie nicht genau wusste, was sie sagen sollte.

»Seit der Kindergartenzeit bekomme ich Taschengeld.

Damit ich lerne, wie man mit Geld umgeht.«

»Und was arbeitest du dafür?«

»Ich muss dafür nicht wirklich arbeiten. Ich bekomme es von meinen Eltern, weil sie mich lieb haben.«

### **Warum weiße Mädchen nicht auf dem Markt essen dürfen**

**G**ott sei Dank kam eine junge Frau an den Tisch und drückte Joaquín und Rosa eine Speisekarte in die Hand.

»Bitte schön, *por favor*«, sagte sie, »und herzlich willkommen.« Joaquín hielt den Kopf über die Tischplatte gebeugt. Er schämte sich. Er verstand das nicht. Warum sagte dieses Mädchen so etwas? Hatte seine Mutter ihn etwa nicht lieb?

»Wisst ihr schon, was ihr wollt?«, fragte die Bedienung. »Ich habe keinen Hunger«, betonte Rosa und legte die Karte ungesehen weg. »Und ich darf hier auch nichts trinken.«

Während ich nicht lesen kann, was auf dieser Karte steht, hätte Joaquín gerne erwidert. Die Zahlen kenne ich trotzdem. Und mit Geld kann ich prima umgehen, obwohl mir noch nie jemand Geld geschenkt hat. Viel-

leicht gerade deshalb. Und überhaupt bist du dumm. Denn essen kann man immer. Egal wie spät oder wie früh es ist. Und ein Magen ohne Hunger ist gar kein richtiger Magen. Eher etwas für Tote oder Kranke.

»Bist du krank?«, wollte er wissen.

»Nein. Aber ich darf nur im Hotel und in einem richtigen Restaurant essen.« Und damit war alles gesagt und Rosa beachtete ihn nicht weiter, sondern drehte sich weg. Schaute und staunte. Joaquín nutzte die Chance, legte ebenfalls die Karte weg und begann mit der Bedienung zu verhandeln.

»Eine Hühnersuppe mit Brot, ein Omelette, einen Papaya-saft mit Eis.«

Rosa beobachtete immer noch den Milchverkäufer, der mit einer Kelle in eine große Kanne fuhr und die geschöpfte Milch in kleine Plastiktüten leerte. Rasch verknotete er die Tüten, stülpte dann eine zweite Tüte darüber. Immer wieder musste er seine Arbeit unterbrechen, weil Kunden ihm Milch abkauften. Bestimmt war sie billiger als im Supermarkt. Weitere Kunden kamen, weitere Päckchen wechselten den Besitzer, als sich ein Bauer mit einem Riesenkorb Kochbananen durch den schmalen Eingang drückte und dabei am Tisch des Milchverkäufers hängen blieb. Der Tisch fiel um und die restlichen Beutel landeten auf dem Boden. Fast alle Päckchen hielten der Erschütterung stand. Einige wenige zerplatzten jedoch. Und rasch bildete sich auf dem Betonboden eine Lache, ein kleiner Milchsee.

»Was soll das, kannst du nicht aufpassen?«

»Wieso aufpassen, wenn doch dein Tisch mitten im Weg steht.« Ein großes Spektakel hob an. Der Bauer sollte die Milch bezahlen.

»Kommt überhaupt nicht in Frage«, wehrte dieser ab.

»Nur wer konsumiert, muss bezahlen.« Ein Kind wurde weggeschickt, um Eimer und Wasser zu holen.

»So kommst du mir nicht davon. Du bist schuld.«

»Nein, du. Der Tisch stand krumm.«

Weitere Männer und eine Frau mischten sich ein. Der Milchverkäufer musste zugeben, dass sein Tisch den Eingang blockiert hatte. Die beiden Streithähne gaben nach und schlugen sich gegenseitig auf die Schultern. Ein paar Bananen landeten auf dem wieder aufgerichteten Tisch. Und es gab auch einen richtigen Gewinner. Ein Hund war herbeigeeilt, um die Milch aufzulecken. Niemand störte sich daran. Bis das Kind mit dem Wassereimer wiederkam. Der Milchmann goss dem Hund einen Schwall Wasser zwischen die Beine. Trat nach ihm und wollte ihn vertreiben.

In dem Augenblick sprang Rosa auf. Es waren ja nur drei Schritte. Schon war sie bei dem Mann, zog ihn am Hemd, schimpfte ihn aus.

»Nach Lebewesen tritt man nicht. Nach Hunden schon gar nicht. Er hat Hunger, sehen Sie das nicht, Señor? « Joaquín musste aufstehen.

»Sie kommt aus Deutschland«, erklärte er dem Hundequäler, »es tut mir sehr leid. Sie meint es nicht so.«

»Doch, genau so meine ich es.«

»Aber du meinst es auch noch anders«, schlug Joaquín versöhnlich vor, »in Deutschland sind Nahrungsmittel teuer, deshalb sollte nichts verschwendet werden, und der Hund ...«

»Gar nicht teuer«, wurde er unterbrochen. »Mama sagt immer, dass alle Lebensmittel viel zu billig sind, die Milch sowieso. Hier geht es aber nicht um die Milch, sondern um den Hund. Nanu, wo ist er?«

Rosa drehte sich im Kreis. Und konnte feststellen, dass der Boden blitzblank geleckert worden war. Sie hatten den Milchmann lange genug aufgehalten.

**A**ls sie an den Tisch zurückkehrten, stand das Essen bereits dort. Nur der Saft fehlte. Joaquín spitzte die Ohren. Zahlreiche Geräusche waren zu hören. Musik aus einem Radio, die Nachrichten aus einem Fernsehgerät, jemand telefonierte in allernächster Nähe und zahlreiche Marktfrauen priesen ihre Waren an. Endlich hörte er das Geräusch eines Mixers. Er roch den Duft einer überreifen Papaya. Und weil er auch Melonen liebte, ärgerte er sich, dass er sich nicht für ein Papaya-Melonen-Mixgetränk entschieden hatte. Er ärgerte sich auch, dass er sich nicht einen Extrateller Tortillas bestellt hatte. Seine Schwestern hätten sich sicherlich darüber gefreut.

»Guten Appetit«, unterbrach das Gringomädchen seine Gedanken.

»Den habe ich. Einen mächtigen Hunger dazu. Warum darfst du hier keinen Saft trinken?«

»Weil die Gläser auf dem Markt schmutzig sind.«

Erstaunt betrachtete Joaquín das Getränk, das soeben vor ihm abgestellt worden war. Die goldfarbene Flüssigkeit schwappte über den Rand und lief am Glas herunter. Schmutz war keiner zu sehen. Und schon gar nicht zu schmecken. Joaquín leckte sich die Lippen. Ließ das Eis auf seiner Zunge zergehen. Ärgerte sich erneut, dass er so wenig bestellt hatte. Gajo pinto, Reis mit Bohnen, hätte auch gut zum Omelette gepasst. Sein Bauch aber lachte. Lachte und gluckste. Zehn Minuten später hatte Joaquín aufgeessen. Nur die beiden Brotscheiben versteckte er rasch in seiner Hosentasche.

### **Warum man Fremden nicht alles sagen kann**

**R**osa hatte es bemerkt. Natürlich. Keine Chance, diesen blauen Augen zu entgehen, stellte Joaquín fest. In diesen Augen wohnt nicht nur der Himmel, sondern auch die Neugierde.

»Hast du keinen Hunger mehr?«, fragte das Mädchen mit den Himmelsaugen.

»Doch.«

»Und was ist mit dem Brot in deiner Hosentasche?«

»Für meine Schwestern«, gab Joaquín zu.

»Willst du ihnen etwa zwei alte Toastscheiben schenken, die stundenlang da drin krümelig geworden sind?«

»Du meinst, es könnte sein, dass sie sich nicht freuen? Du meinst, süßer Kuchen in einem hübschen Geschenkkarton wäre ihnen lieber? Oder Schokolade? Tja, wie klug du bist. Tolle Idee. Wieso bin ich nicht auf diese Idee gekommen? Und warum stehen wird nicht auf und kaufen ...«

Er hatte den Gedanken noch nicht ausgesprochen, als Rosa sich erhob, die Hände in die Seiten stemmte und sich umblickte. Dann ging sie los und kaufte einem alten Mütterchen eine ganze Plastiktüte mit frischen Maiskuchen ab.

»Hier, für deine Schwestern«, sagte sie und wollte das wertvolle Geschenk auf den Tisch legen. Doch kaum hatte die Plastiktüte die Holzplatte berührt, zuckte der Arm zurück.

»Ich habe vergessen zu fragen, wie viele du hast. Wird das reichen?«

»Tja, also ...«, Joaquín zählte die Kuchenstücke. Dann sah er zur Decke hoch und tat so, als müsse er sich mühsam an die Zahl seiner Schwestern erinnern.

»Es sind schon recht viele«, begann er. »Und die Großmutter will bestimmt auch etwas abhaben und meine Mutter und ...« Dann aber lachte er und nickte zufrieden. »Natürlich reicht das.«

Und weil Rosa ihn neugierig anschaute und weil er und

sein Bauch gute Laune hatten, begann er zu erzählen. Von Dolores, Gloria, Luz, Marimar und Nieves.

»Nieves ist erst ein halbes Jahr alt. Sie liebe ich am meisten. Alle meine Schwestern haben schwarze Haare und dunkle Augen. Nieves' Haut aber ist ganz hell. Heller als frischer Kakao. Eher rosig und zart, wie deine Haut. Ihre Haare sind dennoch schwarz. Schwarz wie das Gefieder eines Raben. Hast du sie beobachtet, die Raben? Und dir einen genau angeschaut, seine Augen, meine ich? Auch Nieves' Augen glühen, man kann damit ein Feuer entfachen.«

Rosa lachte ihn an und Joaquín grinste zufrieden zurück. »Deine Augen hingegen scheinen eher zum Löschen gedacht zu sein«, fuhr er fort. »Aber sie sind trotzdem schön.«

Eine kleine Pause entstand, in der keiner von beiden sprach. Ein Junge kam an ihren Tisch und hob einen blauen Plastikeimer an, in dem Bonbons lagen.

»Caramelos«, pries der Junge seine Ware an, »süß und frisch. Aus Kokos und Zuckerrohr. Von meiner Mutter selbst hergestellt.«

Joaquín dachte an seine Freunde, die selbst mit Bonbons unterwegs waren, und bat: »Kaufst du ihm etwas ab. Sie sind nicht teuer.«

»Nicht mehr lange und mein Geld ist alle. Dafür musst du aber weitererzählen.«

»Was denn?«

»Jetzt kenne ich eine deiner Schwestern, was ist mit den anderen?«

»Die mag ich natürlich auch sehr gerne. Vor allem Dolores, denn sie ist diejenige, die Mama am meisten hilft. Sie ist sehr fleißig und sorgt dafür, dass neben der Küche immer Holz liegt.«

»Ich weiß schon, du magst fleißige Mädchen. Du bist echt altmodisch, aber erzähl weiter. He, was ist los, warum sagst du nichts mehr?«

»Macht es dir Spaß, mich zu unterbrechen«, fragte Joaquín und zog eine Schnute.

»Ich tu's nicht mehr«, versprach Rosa.

Also beschrieb Joaquín, wo seine Schwestern das Holz suchen mussten und wie schwierig es war, die langen Äste, von der Polizei unbemerkt, bis vors Haus zu ziehen.

»Dort liegt die Axt des Vaters. Dolores und die Axt können sich allerdings nicht leiden. Eines Tages hat sie sich schwer verletzt. Wir mussten sie verbinden, damit sie nicht verblutet. Damals war niemand in der Nähe, der sie zu einer Krankenstation hätte fahren können.«

»Warum machst du das nicht, die Arbeit mit der Axt?«, unterbrach Rosa ihn erneut.

Weil ich nur wenig Zeit habe, denn ich gehe schließlich arbeiten. Das wollte er sagen. Er sagte es nicht. Obwohl er stolz war, durfte er sich nicht verraten. Kinder sollten in die Schule gehen, das war bestimmt ihre Meinung. Die Meinung der Gringos. Und damit hatten sie recht. Doch die Wirklichkeit sah leider anders aus.

»Natürlich helfe ich Dolores«, ereiferte er sich. »Auch zum Wasserholen muss ich mitgehen. Sie schafft es nicht, den schweren Eimer hochzuheben. Wenn ich ihn ihr aber auf den Kopf stelle, trägt sie ihn heim. Dort muss sie dann wieder warten, bis ihr jemand beim Abladen hilft.«

»Was wollen deine Schwestern später einmal werden?« Joaquín staunte, wie leicht Rosa diese Frage über die Lippen kam. Und er war sehr froh, dass sie nicht nach seinen Vorstellungen gefragt hatte. Was sollte er sagen? Ohne Schulausbildung kann man rein gar nichts werden. Außer Räuber vielleicht. Er würde für immer Hilfsarbeiter bleiben. Seine Schwestern ebenfalls. Allerdings waren sie jünger. Möglicherweise durften sie zur Schule gehen. Für seine Schwestern war es nicht zu spät. Sie konnten lesen und schreiben lernen. Vielleicht bekamen sie dann eine Anstellung in einem Restaurant oder in einem Hotel.

»Sie haben noch Zeit, darüber nachzudenken.« Joaquín zuckte mit den Schultern. Er merkte, wie sein Lächeln verschwand und die gute Laune mitnahm.

Doch nur wenige Sekunden später hellte sich seine Miene wieder auf. Rosa hatte ihm angeboten, sich noch etwas zu bestellen. Als der nächste Teller vor ihm abgestellt wurde, machte er sich mit Appetit über einen Pancake mit Früchten her. Zuvor aber beträufelte er den fetten, dicken Pfannkuchen mit reichlich Sirup.

»Und was willst du werden?«

Joaquín verschluckte sich. Hustete. Wurde rot im Ge-

sicht. Nun hatte sie doch gefragt. Nun hatte sie es doch geschafft, ihm das Essen zu verderben.

»Egal«, winkte er ab. »Ich kann alles. Ich kann hier auf dem Markt arbeiten. In der Stadt bekommt man immer eine Anstellung.«

Sie sah ihn mit zweifelndem Blick an. Das sah so komisch aus, dass Joaquín laut lachen musste. Kleine Fruchtstückchen flogen aus seinem Mund, landeten auf dem Holztisch. Er fegte sie mit dem Arm weg. Sowieso war Lachen eine gute Möglichkeit, um Rosa abzulenken. Denn auch sie lachte gerne. Und dabei öffnete sich ihr Mund und zwei Reihen wunderbar weißer Zähne wurden sichtbar. Blitzsauber waren diese Zähne. Ebenso wie die Kleidung, die Haare, die Schuhe. Einfach alles. Dieses Mädchen lebte in einem blitzsauberen Glück.

»**W**illst du nicht doch probieren?« Er bot ihr von dem herrlichen Obst an. Mango, Papaya, Ananas, Banane und Wassermelone. Doch sie schüttelte sich, als hätte er sie mit Rattengift vergiften wollen. Also aß er alleine. Bestimmt war sie dumm. Ganz schön komisch auf jeden Fall.